Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

Band: 42 (1971)

Heft: 5

Artikel: Das Heim in unserer Gesellschaft

Autor: Etter, Oskar

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-806930

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Heim in unserer Gesellschaft

Kantonsrat Dr. Oskar Etter *

Heime sind leider nötig für ganz verschiedene Kategorien unserer Mitmenschen. Es gibt zahlreiche unter ihnen, die nicht in der Lage sind, im Rahmen ihrer eigenen Familien oder auf sich allein gestellt zu leben. Die Stellung der Heime, die sie aufzunehmen haben, in unserer Gesellschaft, ist das Thema, das mir für heute gestellt wurde. In den mir zur Verfügung stehenden zehn Minuten kann ich hiervon keine umfassende Darstellung geben, sondern ich muss mich auf einen kleinen Teil dieses Problemkreises beschränken.

Das Problem der Unterbringung von alten, von physisch oder psychisch eigentlich invaliden Mitmenschen in Heimen ist bei uns heute zwar umfangmässig ein schweres und grosses Problem, aber weniger ein gesellschaftliches, weil sozusagen jedermann sieht und einsieht, dass diesbezüglich noch viel zu tun ist. Wir stossen bei unseren im Leben draussen stehenden Mitmenschen in der Regel auf viel Verständnis für die Bedürfnisse der alten und infirmen Mitmenschen und, wie sich immer wieder zeigt, auch auf eine offene Hand.

Prof. Heinrich Hanselmann sagte einmal, die heutige Zeit bringe viel Verständnis auf für die körperlich und intellektuell Infirmen, vielfach fehle aber noch das Verständnis für die charakterlich Geschädigten. Diese machen der Gesellschaft fast am meisten Mühe, und es bestehe die Tendenz, hier immer wieder auf die Welle von «Schuld und Sühne» zu schalten. Wie oft wird doch auch heute noch Kindern und Jugendlichen mit der Unterbringung in einem Heim gedroht wie mit einer Strafe. Das erschwert die Aufgabe der Heime ausserordentlich. Wen aber trifft die Schuld? (wenn schon von einer solchen gesprochen werden muss). Wirklich immer diejenigen, welche in den Heimen untergebracht werden müssen?

Die Gesellschaft in jeder Form kennt Glieder, die Mühe haben, sich ihr einzugliedern, sich ihr anzupassen, ohne wesentliche Störung in ihr zu leben. Es ist dies bestimmt keine Eigenheit gerade unserer heutigen Gesellschaft. Der Grund für diese Schwierigkeiten einzelner kann ganz verschieden sein: Im Vordergrund stehen Störungen insbesondere der psychischen Gesundheit, ungünstiges Milieu namentlich für Kinder und Jugendliche.

Und jede Gesellschaft muss sich irgendwie mit dem Problem dieser die Norm nicht kennenden, sie nicht anerkennenden oder sich ihr sonst nicht anpassen könnenden Glieder beschäftigen.

Ich sagte: die Gesellschaft. Was ist «die Gesellschaft»? Das sind wir alle — nicht nur die andern, vom jeweiligen Betrachter aus gesehen.

Was kann nun diese Gesellschaft tun? Sie wird im Falle von Kindern und Jugendlichen dann, wenn diese nicht mehr in der eigenen Familie bleiben können, eine andere Umgebung für die jungen Menschen suchen, indem zum Beispiel in manchen Fällen versucht wird, eine andere Familie zu finden, in der den Kindern und Jugendlichen das geboten wird, was sie vor allem nötig haben: Aufnahme in einer Gemeinschaft, Führung und Erziehung. Aber einerseits ist die Zahl der hiefür zur Verfügung stehenden geeigneten Familien leider sehr beschränkt und anderseits gibt es eben auch einen Grad von objektiven oder subjektiven Schwierigkeiten, der es kaum tunlich erscheinen lässt, eine Familie für die Unterbringung zu wählen.

So kam «die Gesellschaft» dazu, Heime zu schaffen. Es waren vorerst vorwiegend private Kreise, die an die Gründung solcher Institutionen herangingen, meistens Vereine oder Stiftungen. Später kamen Gemeinwesen als Träger hinzu, und vor allem leisteten und leisten die Gemeinwesen, die öffentliche Hand, mehr und mehr auch Beiträge an die privaten Institutionen, um diesen die Weiterexistenz und weitere Erfüllung ihrer Aufgabe in einer namentlich auch mit Bezug auf die wirtschaftlichen Bedingungen sehr stark veränderten Situation zu ermöglichen.

Das Heim ist in gewissem Sinne «Beauftragter der Gesellschaft», indem ihm diese die auffällig gewordenen, die dissozialen Kinder und Jugendlichen (oder auch die Infirmen, welche wegen ihrer Infirmität erhöhte Erziehungsanforderungen stellen) übergibt und erwartet, dass es die ihm zugeführten Zöglinge nacherziehe und besser erziehe, damit sie u. a. dann auch wieder gesellschaftsfähig — sozial angepasst — werden. Dabei erwartet «man», dass man sich im Heim nach landesüblichen erzieherischen Kriterien richte. Etwa so hat kürzlich Dr. Fritz Schneeberger, der Leiter des Heilpädagogischen Seminars Zürich, die Aufgabe des Heims im Rahmen eines Referates an einer VSA-Tagung umschrieben, sicherlich zu Recht.

Die Gesellschaft schafft Normen für das «In-ihr-leben», sie ist aber nicht etwas Starres, sondern sie entwickelt sich und ihre Normen, und zwar in den letzten Jahrzehnten, insbesondere seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, sehr rasch und immer rascher. Das Heim wird von der Gesellschaft geschaffen und erhält, irgendwann, von ihr den vorerwähnten Auftrag. Dieser wird notgedrungen institutionalisiert. Wenn sich also das Heim nicht auch entwickelt, bleibt es mit seinen Normen bei dem Stand stehen, bei dem

* Vorträge gehalten anlässlich der Pressekonferenz der Zürcher Heimleiter zur Eröffnung der Aktion «Tag der offenen Tür» im Frühling 1970.

es geschaffen wurde. Es wächst somit der Unterschied zwischen dem, was im Heim als Erziehungsnorm gilt, und dem, was «draussen in der Gesellschaft» als Norm verstanden wird. Auch das Heim muss sich also entwickeln, damit es nicht in eine immer grössere Spannung zur Gesellschaft gerät, sich der Gesellschaft, die es schuf, die es trägt und die es nötig hat, immer mehr entfremdet. Heisst das, dass man im Heim einfach sofort übernimmt, was ausserhalb «so üblich» ist? Sicherlich nicht. Es darf dabei nämlich eines nicht vergessen werden: Die Jungen sind oft gerade die Opfer dieser raschen gesellschaftlichen Entwicklung; die Desintegration der Familie geht weitgehend zurück auf die hektische technische Entwicklung, mit der die Familie nicht Schritt halten kann. Aus diesem, wie ich sagte, hektischen Getriebe müssen die geschädigten jungen Menschen herausgenommen werden.

Auch Ruhe ist ein Heilmittel, mit dem viele Heime, namentlich solche fern der Stadt, arbeiten können. Zur psychischen Gesundung braucht es aber auch einen gewissen geordneten Ablauf des täglichen Lebens, die sogenannte «Heim-Ordnung», für die das Verständnis auch nicht überall aufgebracht wird.

Für das Heim für Kinder und Jugendliche mit Verhaltensstörungen gilt also: Weiterentwickeln? Ja! Aber doch auch für Ruhe und geordnetes Leben sorgen!

Die für die Arbeit in den Heimen und für die Heime Verantwortlichen dürfen sich nicht in einen «Elfenbeinturm» zurückziehen und ihre Philosophie darauf beschränken, über all das Neue und «Moderne» zu jammern und dem Verlust vieler alter Normen nachzutrauern; sie müssen — genau so wie wir es ausserhalb der Heime tun müssen — sich mit den damit aufgeworfenen Problemen auseinandersetzen und die ihnen Anvertrauten dazu bringen, sich auch in der weiterentwickelten Gesellschaft zurechtzufinden, ohne sich in ihr einfach treiben zu lassen.

Es genügt aber nicht, dass die Gesellschaft sich darauf beschränkt, schliesslich — was bleibt ihr schon anderes übrig, braucht sie doch die Heime — die finanzielle Grundlage für diese zu garantieren, nachdem sie sie notgedrungen ins Leben gerufen hat. Wohl ist auch das sehr verdienstvoll und verdankenswert, aber es schafft allein nicht den Kontakt, den die Heime für die richtige Erfüllung ihrer Aufgabe haben müssen. Die Gesellschaft, sagte ich zu Beginn meiner Ausführungen, sind wir alle, nicht die andern, zur Gesellschaft gehören gerade auch die Heime, ihre Leiter und Mitarbeiter, ihre Organe, aber auch alle, die in ihnen betreut werden. Und genau sowenig wie wir von den Heimen aus sagen dürfen: Hier sind wir, die Heime, und dort draussen ist etwas anderes, das man Gesellschaft nennt, genausowenig darf man umgekehrt von aussen her gleichsam einen «Cordon sanitaire» um die Heime legen und damit eine Grenze ziehen zwischen der Gesellschaft — selbst wenn man sich selbst dazuzählt — und den Heimen.

Ich führte aus, dass die Heime nicht in normmässiger Erstarrung verweilen dürfen — mehr wird Ihnen in dieser Hinsicht von Herrn Nufer gesagt werden —, aber ich muss auch appellieren an Sie alle, an uns alle, an die Gesellschaft, die Heime durch Anteilnahme, durch Interessenbekundung über den finanziellen Bereich hinaus, durch Verständnis auch für ihre erzieherischen und sozialen Belange mittragen zu helfen.

Verstehen Sie uns bitte nicht falsch; wir behaupten nicht, dass kein solches Mittragen, kein solches Verständnis vorhanden wären; wir erleben immer wieder in Einzelfällen, namentlich wo irgendwo besonders Not am Mann ist, Grundwellen der Hilfsbereitschaft in unserer Bevölkerung, die uns alle freuen — darf ich Sie an ein Beispiel aus jüngster Zeit erinnern, an den Wagerenhof in Uster? —; aber was not tut, ist ein eigentliches Einbeziehen der Heime und ihrer Aufgaben in unseren alltäglichen Lebens- und Erlebnisbereich. Dann laufen die Heime und die in ihnen leben und arbeiten viel weniger Gefahr, sich als Aussenseiter zu fühlen. Sie sind es nämlich nicht, sollen und wollen es nicht sein, wenn sie ihre Aufgabe richtig verstehen.

Die Oeffentlichkeit ist mitverantwortlich!

R. Eidenbenz, Alterswohnheim Wipkingen

In den letzten Jahren hat sich die Frage der Unterbringung von Betagten in Altersunterkünften gegenüber der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg in entscheidender Weise gewandelt. Während alte Personen früher in erster Linie aus sozialen Erwägungen — wegen Armengenössigkeit — in Altersheime eintraten, bestimmen heute weitgehend medizinische und pflegerische Aspekte die Notwendigkeit der Plazierung in Alterssiedlungen, Altersheimen und Pflegeheimen.

Die Tatsache, dass der heutige Mensch durchschnittlich zehn Jahre älter wird als noch vor dreissig Jahren, darf in erster Linie als ein Erfolg der Medizin gewertet werden, die heute auch die geriatrischen Krankheiten besser zu behandeln weiss als früher. Der mit